

Die acht Barlach-Dramen: Ein Ringen mit Gott und sich selber

Die Bühnenwerke des Bildhauers Ernst Barlach (1870-1938) hatten ihre große Zeit in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Lohnt es sich, seine acht Dramen unter dem Aspekt der Zukunftsgestaltung wieder hervorzuholen? Sie sind erstaunlich modern. In ihrer ungewöhnlichen Sprache – Barlach war nicht nur Bildhauer, sondern auch Worthauer – thematisieren sie Probleme, die uns heute noch beschäftigen: Mutterbindung, Suizidgefährdung, Spießertum, Stigmatisierung, Suizidbeihilfe, Bequemlichkeit und Menschenverachtung. Das alles auf dem Hintergrund einer Gottvergessenheit, die unseren Wertekompass zu zerstören droht: „Sonderbar ist nur, daß der Mensch nicht lernen will, daß sein Vater Gott ist“ (D 95). Barlachs eigenes Bekenntnis lautete: „Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich“ (D 571).

Barlach gab sich mit bloßer Gottergebenheit nicht zufrieden. Im Drama „Die Sündflut“ (1924) stellt er dem frommen Noah den aufmüpfigen Calan entgegen, der in hartnäckigem Ringen mit Gott diesem immer ähnlicher wird: „Auch ich fahre dahin, woraus ich hervorgestürzt, auch an mir wächst Gott und wandelt sich weiter mit mir zu Neuem ... Er ist ich geworden und ich Er – Er mit meiner Niedrigkeit. Ich mit seiner Herrlichkeit – ein einziges Eins“ (D 382).

Barlach deutet damit seinen hohen Anspruch an die Zukunftsgestaltung des Menschen an: nicht einfach brav zu machen, was einem gesagt wird, sondern zu kämpfen und zu ringen, zu leiden und sich hinzugeben. Lebenwollen stellt eine große Herausforderung dar: Zukunft lässt sich nur unter Einsatz des eigenen Lebens mit allen Konsequenzen verantwortlich und liebevoll gestalten.

Eine Woche lang werden uns die weiteren Barlach-Dramen begleiten. Zitate nach den bei R. Piper erschienenen Ausgaben: D = Dramen, P = Prosa und B = Briefe.

Sonntag: Zukunft gestalten: Nicht einfach hocken bleiben

In Barlachs Drama „Der tote Tag“ (1912) kommen Bemerkungen vor wie: „Mutter genug, aber an Vater ist zu wenig“ (D 15) und: „Göttersöhne sind keine Mutterkinder“ (D 19). Die väterliche Stimme, so Barlach, ruft heraus aus mütterlicher Umgarnung und materieller Verstrickung hin zu geistigen Fähigkeiten und kreativer Lebensgestaltung. Im Drama tötet die Mutter das beflügelnde Pferd des Vaters und setzt es dem Sohn als Mahlzeit vor, der damit unbewusst seine Zukunft verzehrt.

Auch heute noch besteht die Gefahr, im „Hotel Mama“ hocken zu bleiben, sich versorgen zu lassen und niemals erwachsen und selbständig zu werden. Die vielen Dienstleistungen, auf die wir zurückgreifen, vervielfältigen die Versorgerin und degradieren uns zu Konsumenten. Wir gestalten Kunst und Kultur nur noch selten selbst, wir lassen uns von anderen berieseln und unterhalten.

Blind geworden von den schrecklichen Bildern der Welt tritt bei Barlach ein Mann auf, der nachts im Traum die schönen Gestalten der Zukunft sieht: „noch schlafend – aber wer sie erweckte, der schüfe der Welt ein besseres Gesicht. Das wäre ein Held, der das könnte“ (D 24). Er trägt einen seufzenden Steinbrocken im Sack mit sich und er ist es, der in einem bestimmten Augenblick das tapfere Wort spricht: „Wer sich noch mit anderer Leid dazu belädt, der ist erst der wahre Mann“ (D 26).

Zukunft gestalten heißt herausgehen und wagen, sich beladen mit Lasten (Galater 6,2), aushalten und tragen, was das Leben bereithält. „Muttersöhne“ (so lautet ein Buchtitel von Volker Elis Pilgrim) gehen andere und gefährliche Wege.

Montag: Zukunft gestalten: Zum eigenen Leben finden

In einem Kaleidoskop von zwölf Szenen beschreibt Barlach in seinem Drama „Der arme Vetter“ (1918) den Spannungsbogen der damaligen Gesellschaft: ein Ausflugsdampfer voller vergnügungssüchtiger Großstädter, die wenig Rücksicht nehmen auf andere; ein junges, frisch verlobtes Paar, das intensivere Begegnung sucht bei einem Spaziergang an der Elbe und bei dem doch am Ende jeder bei sich selber bleibt; ein Einzelner, der sich mit Sinnfragen herumschlägt und den Weg in eine bessere Welt partout nicht finden kann (oder will) und deshalb seinem Leben ein Ende setzt.

Nur Lena schafft es, sich von ihrem Verlobten zu trennen. Sie findet zu eigenem, aufrichtigem Leben. In ihr spiegelt sich wider, was Barlach selbst erlebt hat: „Ich habe das alles tödlich und schwer erlitten und habe mich durch die Arbeit befreit. Man braucht nicht zum Revolver zu greifen, sondern kann Vertrauen haben und hoffen“ (B I 539). Vertrauen und Hoffnung zu bewahren angesichts leichtsinniger und vergnügungssüchtiger Menschen ist in Corona-Zeiten gar nicht so einfach.

Der „arme Vetter“ ist Barlachs Ausdruck für den armen, bedauernswerten Menschen, der sich so von dem „hohen Herrn“, von Gott, unterscheidet, dass er sich beständig mit der eigenen Existenz und seiner Zukunftsgestaltung auseinandersetzen muss.

Dienstag: Zukunft gestalten: Nicht alles beim Alten lassen

In Barlachs Drama „Die echten Sedemunds“ (1920) werden lauter Kleinbürger vor Augen geführt. Sie sind anzutreffen auf dem Schützenplatz, auf dem Friedhof oder auch im Zirkuszelt. Sie heißen Ehrbahn und Gierhahn, ein guter Ruf gilt ihnen „einen ganzen Hümpel mehr als genaue Gerechtigkeit“ (D 263). Ein brüllender Löwe kommt vor, der angeblich ausgebrochen ist und vor dem sich alle fürchten. Er symbolisiert das schlechte Gewissen, entpuppt sich später aber als leere Hülle, so dass doch alles beim Alten bleiben darf.

Uns Heutigen kommt beim Löwen „Schesar“ (D 199) das ausgebrochene Virus „Corona“ in den Sinn: für die einen ein „brüllender Löwe“ mit Veranlassung zu schlechtem Gewissen angesichts himmel-schreiender Missstände – für die anderen eine leere Hülle, eine Fata Morgana, kein Grund also, sein eigenes Verhalten umzustellen.

Nur Unbefangene, wie der junge Sedemund (und heute bei uns: Greta Thunberg), wagen es, die nackte Wahrheit zu sagen, und geraten damit in die Nähe der Irrenanstalt: von anderen dahin verbannt oder sich selbst darin bergend, weil in Wahrheit die etablierte Gesellschaft „irre“ geworden ist in ihrem unvernünftigen Beharren auf ewig gestrigen Positionen. Barlachs Drama endet mit den Worten der jungen Leute: „Die Alten haben ihre Zeit gehabt und sind in Grund und Boden getreten. Jetzt kommen wir und nach uns unsere Kinder, alles wird gründlich anders, es lebe die neue Zeit ...“ (D 265).

Mittwoch: Zukunft gestalten: Im Schrecklichen das Leben lieben

Vor hundert Jahren, unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs, schrieb Barlach das Drama „Der Findling“ (1922). Es hat seinen Namen von einem elenden, verkrüppelten Kind, das von einem Flüchtlingspaar auf der Flucht liegen gelassen wird. Kriegsflüchtlinge sind es, die beschimpft und geschlagen, ausgehungert und krank umherirren unter beißendem Sturm und strömendem Regen durch aufgeweichten Lehm Boden. Ein Schreckensregiment, das Menschen frisst, scheucht sie vor sich her. Aber der Schrecken kehrt sich um: Der Urheber wird erschlagen, als Mahl zubereitet und den Hungrigen angeboten. Die Protagonisten Elise und Thomas sind die einzigen, die sich nicht am Menschenfraß sättigen. Sie nehmen sich stattdessen des Findelkindes an, das sich als strahlendes Kind, als Gottesgeschenk, entpuppt.

Barlach hat an diesem Werk besonders gehangen, es war einst seine große Hoffnung. Schmerzlich berührte ihn das mangelnde Echo „dieses gewissermaßen unter den Tisch gefallenen ... liebsten meiner Stücke“ (B II 669).

Wohl in keinem der modernen Theaterstücke kommt das Elend der Kriegsflüchtlinge so sehr zur Sprache wie gerade in diesem Barlach-Drama. Trotz der drastischen Ausdrücke und krassen Beschreibungen lebt es von einer großartigen Hoffnung: der Liebe zum Leben durch ein vorbehaltlos angenommenes Kind.

Donnerstag: Zukunft gestalten: Werden, was wir sein wollen

Im Drama „Der blaue Boll“ (1926) geht es Barlach um einen Gutsbesitzer, der schon ganz blau geworden ist vom Genuss guten Essens und Trinkens. Boll möchte unbedingt anders werden und weiß, wie schwer das ist. Auch die im Dorf als „Hexe“ bezeichnete leidenschaftliche Vegetarierin Grete will anders werden. Boll soll ihr dabei helfen. Trotz der Versuchung, sich näher einzulassen auf die junge Frau, besinnt dieser sich auf seine Verantwortung: Aus Teufels Küche bringt er sie in die Kirche und wartet dort auf ihre Ernüchterung. Grete wollte Gift haben, um sich und ihre drei Kinder „vom Fleische“ (D 397) zu erlösen, doch war es nur Alkohol, der sie einen Blick in die Hölle tun ließ, wo ihr Boll und ihre Kinder begegneten. Dieser Schrecken bringt sie zur Einsicht, dass sie zu ihren Kindern und ihrem Mann, überhaupt zurück ins Leben zu gehen hat.

Die Menschen um Boll herum fürchten jede Veränderung. Seine Frau versteigt sich sogar zu der Aussage, dass ihr ein toter Boll lieber wäre als ein veränderter: „Ich würde vorziehen, ihn im Grabe zu haben, denn da wüßte ich immer, wer es ist, der da liegt ...“ (D 412). Doch muss sie das Werden Bolls hinnehmen.

In seiner Autobiographie schrieb Barlach: „Ich lernte ... ehrbar zechen, einen Trunk tun, ohne die Besinnung zu verlieren ... Ich litt an Herzbeschwerden und ward Patient bei Dr. Klencke. Klencke riet mir Mäßigkeit an“ (P I 43). Genau diese Mäßigkeit will auch der neue Boll üben, vor allem aber er selbst sein und Verantwortung übernehmen für sein Leben. Er wird damit trotz all seiner Schwächen zum Vorbild für uns, die wir möglicherweise vor ähnlichen Herausforderungen stehen.

Freitag: Zukunft gestalten: Wohlverhalten vor dem eigenen Urteil

In Barlachs Drama „Die gute Zeit“ (1929) stoßen auf einer Insel zwei unterschiedliche Personengruppen aufeinander: eine moderne und eine archaische Gesellschaft. Im Laufe des Geschehens wird deutlich, dass es in beiden Bereichen um ähnliche Grundkonflikte im Zusammenleben der Menschen geht: um das Verhältnis der Geschlechter zueinander, um das Lebensrecht der nachfolgenden Generation, um Schuld und Sühne, um Bequemlichkeit und das Bedürfnis aller Beteiligten nach einer möglichst „guten Zeit“. Nur: Was ist gut und was dient dem Leben?

Beide Parallelgesellschaften, die moderne wie die archaische, werden in besonderer Weise herausgefordert, ihre jeweilige Antwort zu geben. Es kommt aber auch zu menschlichen Begegnungen, zu Austausch und Angleichung der Kulturen. Auf dem Höhepunkt des Geschehens tritt eine Gestalt der modernen Welt sühnend und sich aufopfernd für eine Gestalt der archaischen Welt ein. Barlach modifiziert bei dieser Gelegenheit das christliche Grundsymbol: Am Kreuz stirbt eine Frau stellvertretend für einen anderen, seine Schuld auf sich nehmend – freilich mit dem Clou, bei dieser Gelegenheit auch ein eigenes Problem zu lösen. Selbstlosigkeit, so stellt es Barlach dar, ist oft genug so selbstlos nicht.

Barlach äußert sich zu diesem Drama im Tagebuch vom 18. Januar 1930: „Wie lebt sich’s denn in diesem Leben, geht’s etwa gut, sind wir in der guten Zeit, lohnt es sich, oder wär’s etwa besser nicht – da stimmt was nicht. Aber eine Stimme ist doch, eine feste, die antwortet: Setzt euch in Übereinstimmung mit euch selbst, schafft in euch Wissen vom Wohlverhalten vor dem eignen Urteil – und ihr habt die gute Zeit“ (P II 406).

Samstag: Zukunft gestalten: Dem Höchsten dienen

Im Drama „Der Graf von Ratzeburg“, um das Barlach bis zu seinem Tod 1938 rang, verliert Graf Heinrich seine Herrlichkeit, wird demütig, lehnt das Haben ab und wird dafür von seiner Familie für schwach-sinnig gehalten. Auf einer Pilgerfahrt ins Heilige Land begleitet ihn sein Knecht Offerus. Beide wollen dem Höchsten dienen: für Heinrich ist es das Gesetz, für Offerus wird es Christus sein, dessen Stärke er begegnet; so wird aus ihm Christoffer. Auf dem Weg ins Heilige Land begegnen beide vielen, die um den Sinn menschlicher Existenz ringen.

Es geht dem Drama nicht um die Folgerichtigkeit eines Geschehens, sondern um die Haltung des Einzelnen, um den Sinn menschlicher Existenz. Barlachs Helden wollen als Werdende zu ihrem eigentlichen Ich gelangen. „Jener, der du als Vollendeter sein würdest, der sei dein Herr, und als der, der du bist, diene ihm so lange, bis du zu ihm hinaufgedrungen bist“, empfiehlt der Asket Hilarion dem Christoffer (D 549). Zurückgekehrt in die Heimat erfährt der Graf die Ablehnung seiner Frau und die Trauer seines Bruders. Er verabschiedet Christoffer mit den Worten: „Sei im Suchen dein eigener Herr, der die Herrlichkeit des Herrlichsten aus seiner eigenen Seele schöpft“ (D 572). Heinrichs Leben vollendet sich, als er anstelle seines zum Landstreicher gewordenen Sohnes, der fliehen kann, von den Möllner Stadtsoldaten erschlagen wird. Das Drama endet mit deren zynischen Worten: „Was Pein, was Recht, was heilig, was wer weiß was sonst – füttert unsre hungrigen Nasen mit seinem Gestank! – und damit gut und genug!“

Am 24. Oktober 1938 stirbt Ernst Barlach in Rostock und wird am 28. Oktober 1938 in Ratzeburg beigesetzt. Die Reichspogromnacht im November 1938 und die ihr folgenden Ereignisse von Krieg, Vertreibung und Vernichtung erlebt er nicht mehr. Dass dieser Schreckensherrschaft doch noch eine menschliche Zukunft folgt, war da nicht abzusehen.